

BERLIN

Der Garten ist für alle da

Elisabeth Meyer-Renschhausen ist City-Farmerin der ersten Stunde. Jetzt hat sie ein Buch über die Bewegung geschrieben

ANNETTE KUHN

Die ersten Knospen sind an den Zweigen zu sehen, an manchen Stellen lugt schon etwas Grün hervor. Elisabeth Meyer-Renschhausen kann es kaum erwarten wieder zu Schaufel und Spaten zu greifen und in ihren Kistenbeeten zu graben, zu säen, zu ernten. Gärtnern in der Kiste? Für die Soziologin ganz normal. Schließlich pflanzt sie nicht im eigenen, sondern im Gemeinschaftsgarten und hier ist es üblich, nicht im Boden, sondern über der Erdoberfläche zu ackern. Weil die Gärten oft nur auf Zeit angelegt sind oder weil nicht klar ist, ob der Boden belastet ist.

Meyer-Renschhausen kennt sich aus mit dem Thema, immerhin ist die Soziologin eine Gemeinschaftsgärtnerin der ersten Stunde: Sie hat in Berlin die Arbeitsgruppe Kleinstlandwirtschaft gegründet und lehrt an der Freien Universität als Privatdozentin zu dem Thema. Über die Entstehung und die Bedeutung dieser Gartenkultur in Berlin hat sie jetzt ein Buch geschrieben. Darin gibt sie auch Tipps zum Anlegen und Bearbeiten von Kistenbeeten, die

sich nicht nur für Gemeinschaftsgärten, sondern auch für Balkone eignen.

Heute sind Nachbarschafts- und interkulturelle Gärten in Berlin nicht mehr wegzudenken, doch die Anfänge waren schleppend. Dabei gab es schon Vorbilder. In US-Großstädten wie New York bildeten sich seit den 70er-Jahren Initiativen für Community Gardens. Engagierte Anwohner besetzten damals Brachen und bepflanzten sie. Heute gibt es allein in New York etwa 800 solcher Orte und sogar einen Studiengang für Koordinatoren von Gemeinschaftsgärten. In Deutschland eröffnete der erste Gemeinschaftsgarten 1996 in Göttingen. Mit diesen Vorbildern vor Augen machte sich Elisabeth Meyer-Renschhausen für die Idee in Berlin stark. Seit Ende der 80er-Jahre und dann wieder Ende der 90er-Jahre die Anlage eines Parks auf den Bahnbrachen am Gleisdreieck beschlossen war, setzte sie sich dort für einen interkulturellen Garten ein. Erst sieben Jahre später konnte es endlich losgehen. Zu groß war die Skepsis von Politikern und Behörden. Gemeinschaftsgärten würden nicht rund um die Uhr für jedermann



Gründerin Elisabeth Meyer-Renschhausen im interkulturellen Garten „Rosenduft“ am Gleisdreieck



Auf dem Tempelhofer Feld wird in Kisten gepflanzt

offen stehen und seien daher eine Privatisierung von öffentlichem Grund, hieß es immer wieder. „Wir brauchten einen sehr langen Atem, bis es endlich grünes Licht gab“, erinnert sich Elisabeth Meyer-Renschhausen. Als es aber soweit war, gab es viel Andrang. Bald mussten Listen geführt werden, weil so viele weitere Menschen mitgärtnern wollten.

Ein Jahr später kamen dann bosnische Flüchtlingsfrauen hinzu. Für sie war die Arbeit im Garten vor allem ein Weg, um die traumatischen Kriegs- und Fluchterlebnisse zu verarbeiten und in der fremden Stadt Wurzeln zu schlagen. Und auch für die Soziologin war diese Begegnung eine Bereicherung. „Die Frauen hatten viel mehr Erfahrung als wir und kannten ganz andere Gemüsesorten“. So gab es beim Ackern immer ein Gesprächsthema, die Hemmschwelle zum gemeinsamen Umgang war niedrig, und als Nebeneffekt lernten die Flüchtlingsfrauen dabei auch Deutsch.

Heute gibt es etwa 100 Projekte zu Gemeinschaftsgärten in allen Bezirken. Prominente Nachfolger sind die Prinzessingärten am Moritzplatz und das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld, das Meyer-

Renschhausen mit zwölf Mitstreitern 2011 gründete. Dabei ist es nicht in erster Linie die Leidenschaft fürs Grüne, die die Soziologin antreibt. „Klar, je länger man in der Stadt lebt, desto stärker entbehrt man das Grün“. Aber mehr noch entwickelte sich ihr Engagement aus der soziologischen Feldforschung heraus, die sie nach der Wende in den neuen Bundesländern betrieben hat. Dabei untersuchte sie, wie es den Menschen in Gegenden geht, wo Arbeitslosigkeit und Abwanderung groß sind. „Dabei habe ich festgestellt, dass es ihnen mit Garten besser geht als ohne.“ Schon zu DDR-Zeiten durften Mitarbeiter der LPGs, der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, ein eigenes Stück Land beackern. In der DDR sollte ihnen das ein Gefühl von Freiheit und Selbstbestimmung geben, und nach der Wende war es wohl vor allem die Beschäftigung, die ihnen gut tat. „Wenn sie arbeitslos geworden waren, mussten sie nicht untätig herumsitzen.“ Diese Erkenntnis nahm Elisabeth Meyer-Renschhausen mit nach Berlin, „wo es doch auch viele Menschen gibt, die durch Arbeitslosigkeit oder andere Gründe auf untätig gestellt waren“ und die in den Gemeinschaftsgärten eine neue Perspektive finden könnten.

Gärten für alle ist die Idee des Allmende-Kontors, das ehrenamtlich auf dem Tempelhofer Feld betrieben wird. 500 Mitgärtner beackern hier auf etwa 300 Hochbeeten 5000 Quadratmeter Fläche. Die dortige

Gärtnerschaft ist ein Querschnitt durch die Berliner Bevölkerung. Der typische Gemeinschaftsgärtner sei zwar eher weiblich als männlich, es sind eher Eltern mit kleinen Kindern oder ältere Menschen, aber gerade ins Allmende-Kontors kämen auch zunehmend Studenten und Erwerbstätige um die 40, die keine Zeit für einen eigenen Garten haben, hat Meyer-Renschhausen beobachtet: „Wo sonst kommen so viele verschiedene Menschen zusammen?“ Der Zusammenhalt der Gärtner habe sich schon bei der Gestaltung gezeigt, als gemeinsam die Kisten für die Beete gebaut wurden. Und lohnen würde sich der gärtnerische Einsatz auch, denn die Ernte in den Kistenbeeten falle meist üppig aus. Sie erinnert sich noch an ihre erste Kiste: „Blumen hatte ich darin, viele Kräuter und Kartoffeln.“



Zum Weiterlesen: Elisabeth Meyer-Renschhausen: „Die Hauptstadt Gärtner“, Jaron-Verlag, 12,95 Euro

ANZEIGE

www.starfm.de

